Wiesbadener Tagblatt

Druck und Verlag:
L. Schellenberg'sche Hofbuchdruckerei, „Tagblatt-Haus".
Fernsprecher-Sammel-Nr. 59631. Drahtanschrift: Tagblatt Wiesbaden.
Postscheckkonto: Frankfurt a. M. Nr. 7405.

Wöchentlich 6 Ausgaben
mit einer täglichen Unterhaltungsbeilage.

Erscheinungszeit:
Wertäglich nachmittags.
Geschäftszeit: 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, außer Sonn- u. Feiertags.
Berliner Büro: Berlin-Wilmersdorf.

Bezugspreise: Für eine Bezugszeit von 2 Wochen 94 Rpf., für einen Monat RM. 2.— einschließlich Traglohn. Durch die Post bezogen RM. 2.35, zuzüglich 36 Rpf. Bestellgeld. Einzelnummern 10 Rpf. — Bezugsbestellungen nehmen an: der Verlag, die Ausgabestellen, die Träger und alle Postanstalten. — Die Behinderung der Lieferung rechtfertigt keinen Anspruch auf Rückzahlung des Bezugspreises.

Anzeigenpreise: Ein Millimeter Höhe der 22 Millimeter breiten Spalte im Anzeigenteil Grundpreis 7 Rpf., der 85 Millimeter breiten Spalte im Textteil 60 Rpf., laut Preisliste Nr. 6, Nachlaßstaffel B. — Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen. — Schluß der Anzeigen-Annahme 9½ Uhr vormittags. Größere Anzeigen müssen spätestens einen Tag vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Nr. 169. Freitag, 22. Juli 1938. 86. Jahrgang.

Ein neuer Schritt in Prag?

(Eigener Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung.)

Hodscha schützt Volksmeinung vor.

as. **Berlin**, 22. Juli. Obwohl die aus Paris kommenden Nachrichten übereinstimmend einen neuen französisch-englischen Schritt in Prag ankündigen, zeigen die Tschechen keinerlei Neigung, die Verhandlungen über das Nationalitäten-Statut zu beschleunigen. Vielmehr liegt heute eine Prager Meldung vor, nach der mit einer weiteren Verschiebung der parlamentarischen Behandlung des Nationalitäten-Statuts gerechnet werden muß. Dabei will sich Hodscha offenbar darauf berufen, daß die Volksstimmung, die namentlich durch die tschechischen Blätter aufgeputscht worden ist, „eine ruhige Behandlungs-Atmosphäre" nicht gewährleiste, und daß es für die Regierung nicht möglich sei, gegen die „Volksmeinung" aufzukommen. Deshalb sei, so besagt eine Prager Meldung des „Völkischen Beobachters", die parlamentarische Behandlung des Nationalitäten-Statuts auf den Herbst verschoben worden. Ob die Prager Regierung sich tatsächlich in so schroffer Weise über die französischen und englischen Ermahnungen wird hinwegsetzen können, bleibt abzuwarten. Tatsächlich liegt bis zum Augenblick auch nicht das geringste Anzeichen für ein Einlenken Prags vor. Hodscha scheint dafür seine ganze Energie auf das erstrebte Ermächtigungsgesetz zu konzentrieren, das, wie verlautet, im August im Parlament behandelt werden soll. Die Regierung erstrebt dabei Vollmachten nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern sie will sich offenbar auch die Möglichkeit schaffen, jederzeit Maßnahmen für die „Sicherheit des Staates" und für die „Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung" treffen zu können. So verlautet, daß das geplante Gesetz die Regierung in die Lage versetzen soll, jederzeit, ohne nochmalige Befragung des Parlaments, die dreijährige Dienstzeit einzuführen. Ebenso soll die vormilitärische Erziehung ausgebaut und die allgemeine Arbeitsdienstpflicht auf Grund dieses Gesetzes eingeführt werden. Ebenso sollen besondere Arbeitslager gebildet werden, in denen die Erwerbslosen zusammengezogen werden, die dann zum Ausbau der Befestigungen eingesetzt werden sollen. Man sieht also, in welcher Richtung sich die Wünsche und Ziele der Prager Regierung bewegen. Allerdings scheint man selbst seiner Sache nicht so sicher zu sein, heißt es doch auch in einem Prager Bericht, daß sich in den maßgebenden tschechischen Kreisen langsam auf Grund der aus Paris gekommenen Meldungen eine gewisse Nervosität bemerkbar mache.

Prag verstärkt sein Heer um 140 000 Mann.

Rom, 22. Juli. (Funkmeldung.) **Der Prager Vertreter des „Messaggero" hält dem Prager Dementi wegen der Nachricht von neuen militärischen Maßnahmen in der Tschecho-Slowakei zahlreiche Zeugnisse entgegen, die bestätigen, „daß die veröffentlichten Meldungen nicht unbegründet sind". So würden auf dem ganzen Gebiet der Tschecho-Slowakei, wie der Korrespondent anführt, gegenwärtig die Reservisten, die normalerweise erst im nächsten oder übernächsten Jahre zu einer Reservelehrübung einberufen worden wären, zu einer vierwöchigen Übung eingezogen. Damit werde die Stärke des tschecho-slowakischen Heeres um 140 000 Mann erhöht und das System der teilweisen Mobilisierung vom vergangenen Mai fortgesetzt.**

Ostmark-Gefallenen-Gedenkfeier.

Berlin, 21. Juli. Die Reichspressestelle der NSDAP. teilt mit:

Am kommenden Sonntag, 24. Juli, findet in Klagenfurt eine Großkundgebung statt, auf der Rudolf Heß der Toten gedenken wird, die auf ostmärkischer Erde ihr Leben für Großdeutschland gegeben haben. Insbesondere dient die Feierstunde der Erinnerung an die 13 Nationalsozialisten, die als Opfer des Verbrechens der nationalen Erhebung in Österreich vor vier Jahren hingerichtet wurden. Deren Angehörige werden in Klagenfurt anwesend sein. Die Rede von Rudolf Heß wird über alle deutschen Sender übertragen werden.

Am Nachmittag wird der Stellvertreter des Führers die feierliche Vereidigung der neu ernannten Gauleiter der Ostmark im Wappensaal des Landeshauses in Klagenfurt vernehmen.

Reichsminister Dr. Goebbels, der zur Zeit auf einer Österreichreise begriffen ist, wurde von der Bevölkerung überall auf das herzlichste begrüßt.

Englischer Ozeanflug in 20 Stunden.

Montreal, 21. Juli. Das englische Huckepack-Flugzeug „Mercury", das gestern im Flughafen von Foynes in Irland von dem viermotorigen Seeflugboot „Maya" in die Luft getragen wurde, und dann Kurs auf Kanada nahm, hat den Atlantik glatt überquert. Das Flugzeug erreichte heute früh Neufundland und überflog Kap Bauld in Richtung Montreal. Um 16.20 Uhr wasserte das Flugzeug auf dem St. Lorenzstrom in der Nähe von Montreal. Damit ist der erste Transatlantikflug eines Huckepack-Flugzeuges geglückt. Es legte die Strecke von insgesamt 4344 Kilometer in 20 Stunden und 20 Minuten zurück.

Der belgische Nationalfeiertag, der an die Eidesleistung des ersten belgischen Königs, Leopold I., auf die Verfassung des unabhängigen belgischen Staates am 21. Juli 1831 erinnert, wurde in diesem Jahr in Brüssel mit besonderem Glanz in der belgischen Hauptstadt gefeiert. Auch in den belgischen Provinzen fanden anläßlich des Nationalfeiertages Feierlichkeiten statt.

Gegenbesuch des Präsidenten Lebrun in London.

Paris, 21. Juli. Der französische Staatspräsident hat eine Einladung des englischen Königs angenommen, sich Anfang nächsten Jahres zu einem offiziellen Besuch nach England zu begeben. Staatspräsident Lebrun und seine Gattin werden diesen Besuch wahrscheinlich im ersten Vierteljahr 1939 machen.

In London wurde am Donnerstagabend amtlich bestätigt, daß der Präsident der Französischen Republik, Albert Lebrun, die Einladung König Georgs VI., vor Ablauf seiner Amtsperiode einen Gegenbesuch in London zu machen, angenommen hat. Der Präsident und Frau Lebrun werden somit Anfang nächsten Jahres zu einem Staatsbesuch nach London kommen.

Unterredung Hore-Belisha und Gamelin.

Paris, 21. Juli. Der englische Kriegsminister Hore-Belisha wird am Freitagvormittag in Amiens eintreffen und dort eine Unterredung mit dem französischen Generalissimus General Gamelin haben. Anschließend begibt sich der englische Kriegsminister nach Villers-Bretonneux, wo im Beisein des englischen Königspaares das Ehrenmal für die australischen Kriegsgefallenen eingeweiht wird.

Der Chef des Generalstabes der englischen Luftstreitkräfte Sir Cyrill Newall ist am Donnerstagabend an Bord eines englischen Militärflugzeuges in Paris eingetroffen.

Große Parade in Versailles.

Paris, 21. Juli. Kurz nach 11 Uhr lief der Sonderzug mit Georg VI. und dem Staatspräsidenten, in dem mit langen, herabwallenden Fahnen, Tannengrün und Blumen geschmückten Bahnhof von Versailles ein. In langer Kraftwagenkolonne ging es dann in die Stadt zur Avenue de Paris, einer der breitesten Straßen Frankreichs, auf der der Truppenvorbeimarsch stattfand. Auf der Ehrentribüne, die für den Vorbeimarsch errichtet worden war, stand Georg VI. neben dem Präsidenten der Republik, dem französischen Ministerpräsidenten Daladier und sämtlichen Mitgliedern der französischen Regierung. Neben dem Bürgermeister Senator Henry Haye bemerkte man weiter den ehemaligen Kriegsminister Fabry, Marschall Pétain, sowie den Chef des Generalstabs der Landesverteidigung, Generalissimus Gamelin, den Chef des Admiralstabes, Vizeadmiral Darlan und den Chef des Generalstabes der Luftwaffe, General Vuillemin.

Dann begann der Truppenvorbeimarsch, an dem neben den Truppengattungen von Paris vor allem Truppenteile des 20. Armeekorps aus dem Befestigungsgürtel an der Ostgrenze teilnahmen. Auffällig war das starke Aufgebot von französischen Kolonialtruppen. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich die dröhnende Vorbeifahrt der MG.-Kraftwagen, der leichten und mittleren Kampfwagen sowie besonders der schweren Tanks, die rollenden Festungen glichen und mit ihren schweren Raupenketten das Pflaster der alten Versailler Straße zermalmten.

Die angekündigte große Luftparade mußte jedoch wegen Nebel und weil ab 200 Meter Höhe schlechte Sicht herrschte, ausfallen. Nur 30 der neuesten französischen Jagdflugzeuge brausten in Kampfstaffeln mit 480 Stundenkilometer vorüber. Damit war die Truppenschau beendet, die rund 1¼ Stunden gedauert hatte.

Nach dem Königsbesuch.

Es ist immer eine mißliche Sache, die Bilanz eines politischen Zusammentreffens zu ziehen, noch ehe der Flaggenschmuck, mit dem man die Gäste begrüßte, wieder abgenommen ist und die feierlichen Dekorationen wieder beseitigt sind. Der Versuch, eine solche Bilanz zu ziehen, wird noch schwieriger, wenn sich, wie es jetzt in Paris der Fall war, die Aussprache der Staatsmänner ohne jeden Zeugen abspielte. An der Unterredung der Herren Daladier und Bonnet mit Lord Halifax nahm nämlich kein Sachverständiger und kein Techniker, ja nicht einmal Dolmetscher teil, da Lord Halifax die französische Sprache fließend beherrscht und Außenminister Bonnet, der längere Zeit in Washington war, ebenso geläufig englisch spricht. Man ist also auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen und schließlich auch auf die amtlichen Berichte, die meist nicht allzu aufschlußreich sind.

Zusammenfassend wird man aber doch wohl heute schon sagen können, daß der englische Königsbesuch in Paris an der gesamtpolitischen Lage nichts geändert hat. Damit müßte eigentlich auch jeder rechnen und nur einige französische Zeitungen gaben sich vor dem Besuch so, als ob es sich um ein historisches Ereignis von weittragender Bedeutung handeln würde. Man hat vielfach auch versucht, geschichtliche Parallelen zu ziehen und hat an den englischen Königsbesuch im Jahre 1903 in Paris erinnert, der die Grundlagen für die Entente Cordiale legte. Alle diese Betrachtungen sind aber doch wohl abwegig. Die Entente zwischen Großbritannien und Frankreich ist für die europäische Politik eine ebenso feststehende Tatsache wie die Achse Berlin—Rom. Jeder Realpolitiker muß mit der Entente genau so rechnen, wie mit der Achse. Der englische König selbst hat diese geschichtlichen Betrachtungen in die Worte zusammengefaßt „Mein Großvater ist im Jahre 1903 hierher gekommen und hat gewissermaßen die Grundlagen für die Entente zwischen Großbritannien und Frankreich gelegt. Mein Vater ist 1914 hierher gekommen, um diese Entente, die bald darauf ihre Feuertaufe erhielt, zu bestätigen. Heute komme ich meinerseits, und ich muß feststellen, daß diese Entente nichts von ihrer Kraft und Lebendigkeit verloren hat." Zugleich ist aber auch in den Trinksprüchen und ebenso in der amtlichen Mitteilung über die Minister-Besprechung zum Ausdruck gekommen, daß sich diese Entente gegen niemanden richtet und daß die englisch-französische Freundschaft nicht exklusiv ist. Das gleiche gilt bekanntlich für die Achse Berlin—Rom. Beide Gruppierungen stehen sich also keineswegs feindlich gegenüber, sondern es ist vielmehr die Möglichkeit für einen Brückenschlag gegeben. In dieser Hinsicht wird man sagen können, daß die Pariser Besprechungen eine solche Möglichkeit jedenfalls nicht verschüttet haben, sehr zum Kummer jener französischen Blätter, die ihre Leser glauben machen wollten, daß sich die Pariser Gespräche gegen Deutschland richteten und sehr zum Kummer jener Volksfront-Politiker, die einen Angriffskrieg gegen Deutschland befürworten.

Über diese negative Feststellung wird man allerdings auch nicht hinausgehen können. Es ist im Augenblick wenigstens nicht zu sehen, in welcher Weise ein solcher Brückenschlag erfolgen soll. Wir vernehmen wohl aus den Pariser Meldungen, daß die englischen und französischen Staatsmänner übereingekommen sind, auf Prag einzuwirken, damit die Lösung der tschechischen Frage, die jeder Befriedung Europas im Wege steht, beschleunigt wird. In welcher Form das aber geschehen wird, das bleibt abzuwarten, und es bleibt weiterhin abzuwarten, inwieweit etwa Paris und London den demokratischen Phrasen aufsitzen werden, mit denen Prag seine Haßstarrigkeit gegenüber allen sudetendeutschen Forderungen zu bemänteln versucht. Weiterhin sprechen die Pariser Meldungen davon, daß auch die spanische Frage erörtert wurde. Hier scheint man nicht wesentlich weiter gekommen zu sein, da man offensichtlich zunächst einmal abwarten will, wie der vom Nichteinmischungsausschuß angenommene Freiwilligenplan funktioniert. Französische Bedenken, daß England das Abkommen mit Italien vor der Regelung der Freiwilligenfrage in Kraft setzen könnte, wodurch Frankreich in eine schwierige Situation kommen würde, sind von englischer Seite offenbar zerstreut worden. Ob der in letzter Zeit mehrfach aufgetauchte Plan einer gemeinsamen finanziellen Unterstützung der Balkanstaaten in Paris besprochen worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Der Verlauf des ungarischen Staatsbesuches in Rom dürfte doch wohl den englischen und französischen Staatsmännern gezeigt haben, wie falsch ihre Rechnungen sind, wenn sie mit Gegensätzen zwischen Deutschland und Italien, Italien und Ungarn oder Deutschland und Ungarn rechnen. Die

Der Chef der französischen Luftwaffe besucht Berlin.

(Eigener Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung.)

as. **Berlin**, 22. Juli. Der „Paris Soir" kündigt für etwa Mitte August einen Besuch des Generalstabschefs der französischen Luftwaffe, Vuillemin, in Berlin an und fügt hinzu, daß man bei dieser Gelegenheit wichtige Besprechungen mit Generalfeldmarschall Göring erwarte. Die Anregung zu diesem Besuch, die eine Fortführung der Besprechungen ermöglichen würden, die General Milch im vergangenen Jahre in Paris anknüpfte, scheint von englischer Seite ausgegangen zu sein. Schon gestern verlautete gerüchtweise, daß die Engländer sich in Paris für ein Abkommen über die Begrenzung der Luftstreitkräfte eingesetzt hätten. An diese Lesart knüpfen einige der französischen Kommentare zu der geplanten Reise des Generals Vuillemin an. Obwohl die großen englischen und französischen Flugzeug-Bestellungen nach allem anderen, als nach einer Beschränkung der Luftrüstungen aussehen. „Paris Soir" betont zu dem Besuchsplan, man könne darin einen Beweis dafür erblicken, „daß die Darlegungen, die Lord Halifax gegenüber Daladier und Bonnet gemacht habe, weder auf Voreingenommenheit noch auf Eigensinn gestoßen seien." Hier und da wird auch die Ansicht vertreten, daß der geplante Besuch zu einer Entspannung der anderen akuten Fragen der europäischen Politik führen könnte. Inwieweit solche Hoffnungen berechtigt sind, bleibt abzuwarten.

Achse hat, so hat gerade nach dem ungarischen Besuch die italienische Presse mit Recht festgestellt, ihre magnetische Kraft erneut bewiesen.

Es bleibt also vorerst noch manches Fragezeichen. Für die Zukunft aber kommt es vor allem darauf an, wie sich die jetzt in Paris bestätigte freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen England und Frankreich praktisch auswirken wird. Wenn beide Länder ihr Augenmerk auf eine friedliche und fortschrittliche Lösung der europäischen Probleme richten, dann ist mit dem Königsbesuch einiges erreicht und dann wird auch die Möglichkeit gegeben sein, zu einer allgemeineren Verständigung in Europa zu gelangen. Ist das aber nicht der Fall, so wird auch diese politische Aussprache nur eine von den vielen sein, über die die Entwicklung schnell zur Tagesordnung überging.

Kolonialpolitik so und so.

Rom, 21. Juli. Das stete Anwachsen der Bevölkerung des Mutterlandes sei heute eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine Betätigung auf kolonialem Gebiet, so schreibt „Popolo di Roma" bei einer Erörterung der Bedeutung des Geburtenrückgangs Frankreichs als Kolonialmacht.

Bei seinem kolonisatorischen Werk habe sich Frankreich, führt das Blatt aus, fast ausschließlich des Kapitals bedient und das Kapital wirken lassen. Damit seien die Aufgaben einer kolonialen Nation aber keineswegs erschöpft. Denn es genüge nicht, ein Imperium zu erobern und Kapital für seine Erschließung zu liefern, sondern man müsse die nötigen Menschen haben, um es zu verteidigen und zu bevölkern. Frankreich habe sich im Gegenteil, nachdem es sich ein Imperium geschaffen hätte, durch seine überseeischen Besitzungen verteidigen lassen. Statt Kinder zu zeugen, um Marokko oder Algier zu verteidigen und zu bevölkern, hoffe der französische Bürger, in Zukunft würden Eingeborene dieser Gebiete Frankreichs Verteidigung übernehmen. Eine derartige Kolonialpolitik könnte man aber, wie das Blatt abschließend betont, weder als klug, noch als weitsichtig, ja nicht einmal als eine Politik bezeichnen, sondern viel eher als eine Art kollektiven Selbstmordes.

Unter Teilnahme des Königs Carol und der königlichen Familie, sowie der Vertreter der Regierung wurde in feierlicher Weise die sterbliche Hülle der Königinmutter Maria von Rumänien von Sinaia nach Bukarest übergeführt.

Dr. Stojadinowitsch 50 Jahre alt.
Am 23. Juli feiert der jugoslawische Ministerpräsident und Außenminister Dr. Stojadinowitsch seinen 50. Geburtstag. (Wagenborg-Archiv-M.)

Die Stellung Stalins erschüttert?

Berlin, 21. Juli. Der Mitarbeiter des „Angriff", Ivar Lißner, hatte in Mandschukuo eine aufschlußreiche Unterredung mit dem unlängst geflüchteten Sowjetgeneral Ljuschkow über die Intrigenkämpfe im Kreml.

Litwinow, so erklärte Ljuschkow u. a., sei isoliert, sein diplomatischer Apparat zerstört und er habe das Vertrauen bei den Machthabern jeder Garnitur verloren. Auch zu Woroschilow und Blücher habe Stalin kein Vertrauen. Woroschilow sei ihm im höchsten Grade verdächtig. Die sogenannte „Reinigung" der Armee bedeute nichts anderes als die Ausmerzung der Freunde Woroschilows. Die angebliche Freundschaft Stalins zu Blücher spiele eine besondere Rolle, sie sei insofern vorhanden, weil Blücher in Stalins Augen der Gegenspieler Woroschilows sei. Bezeichnend sei, daß er, Ljuschkow, selbst von Jeschow beauftragt worden sei, Blücher zu überwachen.

Aus diesen Gründen sei seiner Ansicht nach ein Staatsumschwung unausbleiblich. Stalin werde fallen und Molotow oder Woroschilow würden seine Nachfolger. Die Zukunft Sowjetrußlands sei düster und verhängnisvoll. Im Innern zunehmende Unzufriedenheit, nach außen hin Isolierung. In Mittelasien wachse die nationalseparatistische Strömung. Moskau antworte mit Massenverhaftungen und mit einer verstärkten Agitation an seinen Grenzen. Das nächste Unruheziel der Moskauer Machthaber sei Mandschukuo.

Japanisch-sowjetrussische Verhandlungen halten an.

Tokio, 22. Juli. (Funkmeldung.) Der Sprecher des japanischen Außenamtes gab eine Erklärung ab zur Unterhaltung des japanischen Botschafters Shigemitsu mit Litwinow am Donnerstag. Shigemitsu habe in Moskau eine Kompromißlösung dahingehend vorgeschlagen, daß Moskau den Status quo wieder herstellen solle. Nach Erfüllung dieser Forderung sei Japan bereit, über die Grenzfrage zu verhandeln. Gleichzeitig habe der Botschafter erneut wegen der Erschießung des japanischen Gendarmen protestiert. Litwinow habe sowohl den japanischen Vorschlag als auch den Protest rundweg zurückgewiesen. Auf die Frage, ob Shigemitsu erklärt habe, daß Japan zur Anwendung von Gewaltmitteln bereit sei, betonte der Sprecher, daß Shigemitsu niemals solche Worte gebraucht habe. Über die künftigen Schritte Japans befragt, erklärte der Sprecher, daß bisher die diplomatischen Mittel noch nicht erschöpft seien. Man müsse in Verhandlungen mit Moskau Geduld haben. Wie früher betont, müsse Japan selbstverständlich bereit sein, notfalls Gegenmaßnahmen zu treffen.

Bemerkenswert ist eine Mitteilung der Zeitung „Tokio Asahi Schimbun", die gehört haben will, daß es sich bei den Truppenbewegungen der Sowjets nicht um herangeholte Verstärkungen, sondern um regelmäßige Ablösungen handele, die möglicherweise mit Maßnahmen zusammenhängen, die man sicherheitshalber nach der Flucht General Ljuschkows ergriffen habe. Große Bedeutung mißt man in Tokio den Erklärungen General Koisos, des bisherigen Oberbefehlshabers in Korea, bei, der die Truppenbewegungen ebenfalls mit der Flucht Ljuschkows in Zusammenhang bringt. Militärische Kreise deuten an, daß möglicherweise eine vollkommene Umgruppierung der sowjetrussischen Grenzbesatzungen vorgenommen würde, da man in Moskau fürchte, daß Ljuschkow Einzelheiten der bisherigen Truppenverteilung, der Stärke, Bewaffnung usw. verraten könne.

Das Spannungs-Gebiet. (Weltbild-Gliese, K.)

Neue Erfolge der nationalen Truppen vor Sagunt.

Salamanca, 22. Juli. (Funkmeldung. An der Sagunt-Front konnten, wie der nationale Heeresbericht meldet, die Stellungen weiter vorverlegt werden. Die Ortschaften Higuera und Benafar wurden besetzt. Im Abschnitt Fanzara wurde der Ort Argelita erobert. An der Estremadura-Front im Abschnitt Puente del Arzobispo eroberten die Nationalen wichtige Uferstellungen am Guadiana-Fluß und rückten 10 Kilometer weit vor. Besetzt wurden die Ortschaften Orellana und Navalvillar de Pela, wobei reiche Beute gemacht wurde. Der Feind verlor über 250 Tote. Auch südlich davon, im Abschnitt Meseguera, wurden weitere Fortschritte erzielt.

Nach außerordentlich schweren Kämpfen gelang es, wie weiter gemeldet wird, den südlich der Hauptstraße Sagunt—Teruel operierenden nationalspanischen Truppen, den 10 Kilometer südlich der Ortschaft Toro gelegenen 600 Meter hohen Salada-Berg zu stürmen. Dieser Berg bildet eine wichtige Ausgangsstellung für die Operationen der nächsten Tage.

Die Luftwaffe bombardierte erneut militärische Ziele in den Häfen von Valencia und Alicante sowie eine Kriegsmaterialfabrik in Castell de Fells bei Barcelona.

Der südliche Teil Spaniens wird in diesen Tagen von einer Hitzewelle heimgesucht, wie sie seit vielen Jahren nicht mehr zu verzeichnen war. In der Stadt Sevilla wurde am Donnerstag eine Höchsttemperatur von 44,5 Grad im Schatten gemessen.

Syrien fürchtet um seine nördlichen Gebiete

Jerusalem, 21. Juli. Nach der Besetzung des Sandschaks befürchtet Syrien nunmehr auch die Abtrennung der nördlichen Gebiete, wo sich in der Provinz Djesireh eine von außen geschürte Unabhängigkeitsbewegung breit macht. Die amtlichen Anordnungen werden hier boykottiert. Die Beamten und ihre Familien sind isoliert, und die Anordnungen der Regierung undurchführbar. Syrische Beamte waren von der aufsässigen Bevölkerung monatelang in den Regierungsgebäuden eingesperrt und belagert. Das Ziel dieser Bewegung ist eine Lostrennung ähnlich wie die des Sandschaks. Die Bevölkerung hofft auf eine direkte Unterstellung der Provinzen Djesireh unter französischen Einfluß, ähnlich wie die Libanon-Republik. Nach den Erfahrungen mit dem Sandschak befürchtet man jedoch, daß das Endergebnis der Anschluß an die Türkei bedeuten werde.

General Russo und Stabschef Lutze in Godesberg.

Bad Godesberg, 21. Juli. Der Generalstabschef der faschistischen Miliz, Exzellenz Russo, und Stabschef Lutze trafen am Donnerstag um 17 Uhr an Bord des Sonderdampfers „Albert Leo Schlageter" in Bad Godesberg ein, freudig begrüßt von einer großen Menschenmenge. Bereits auf der Fahrt, vorbei an den idyllischen Städten und Dörfern, die Festschmuck angelegt hatten, waren den Gästen überall herzliche Begrüßungskundgebungen der Bevölkerung dargebracht worden. Nachdem General Russo und Stabschef Lutze an Land gegangen waren, erstattete der Führer der SA.-Gruppe Niederrhein, SA.-Obergruppenführer Knickmann, General Russo Meldung und hieß ihn herzlich willkommen. In seiner Ansprache wies er auf die enge Freundschaft hin, die beide Nationen miteinander verbinde. Mit der gleichen Herzlichkeit und Freude, mit der die SA. Adolf Hitlers General Russo bisher auf der Fahrt durch die deutschen Lande begrüßt habe, empfange ihn auch die niederrheinische SA. Nach dem Abschreiten der Front der SA.-Standarte 160 Bonn durch General Russo und Stabschef Lutze begrüßte Bürgermeister Alef-Godesberg den italienischen Gast mit einer kurzen Ansprache und entbot ihm den Ehrentrunk in Form eines Pokals Rheinwein. Die Gäste begaben sich dann zum Hotel Dreesen vor dessen Front ebenfalls eine Ehrenformation der SA. Aufstellung genommen hatte.

Ein Uniformkapitel: so sieht der japanische Soldat aus.

(Von unserem Mitarbeiter im Fernen Osten, **Hans Tröbst.**)

Neulich erzählte ein „alter, erfahrener Ostasiate", daß er bei Beginn des russisch-japanischen Krieges, im Jahre 1904, von seiner Firma in Europa ein Telegramm bekommen habe, dem japanischen Kriegsministerium ein paar Dutzend Fässer Gift anzubieten, das sich „ausgezeichnet zum Bestreichen der Pfeilspitzen eigne". Denn die besagte Firma hatte sich eingebildet, daß die japanische Infanterie noch im Jahre der Gnade 1904 mit Pfeil und Bogen in den Krieg ziehen würde — ein an sich verzeihlicher Irrtum, weil man eben um die Jahrhundertwende von den Japanern so gut wie nichts wußte.

Heute liegen die Dinge in dieser Hinsicht wesentlich anders, aber trotzdem ist auch heute noch der japanische Soldat als solcher wohl für die meisten nur ein nebelhafter Kollektiv-Begriff, so daß es ganz zweckmäßig erscheint, einmal so einen japanischen Infanteristen aus der grauen — wollte sagen: olivgrünen Masse herauszulösen, um ihn als Individuum in die europäische Vorstellungswelt einzuführen. Fangen wir also gleich mit der Uniform an, wobei wir in Erinnerung an die eigene Soldatenzeit — Thema: „Haltung des Soldaten unter Stillgestanden!" — mit der „Beschreibung" beim Kopf beginnen und bei den Füßen enden werden ...

Also: Auf dem Kopf trägt der Infanterist Mikimoto eine Art Ski-Mütze aus olivgrünem Stoff und im Winter eine riesige Pelzkappe, deren Ohrenschützer er unter dem Kinn zusammenbinden oder „oben" verknoten kann. Als weiterer Gesichtsschutz dient eine kombinierte Mund- und Nasenbinde, die hinter den Ohren befestigt ist und die jenen Binden täuschend ähnlich sieht, die die Ärzte bei großen Operationen tragen und die angeblich den Soldaten vor Bazilleninfektion und Lungenentzündung schützen soll, zu der der Japaner — die Tuberkulose ist die Volkskrankheit Japans — sehr neigt. Sieht man zum ersten Male einen japanischen Soldaten — auch die Zivilisten tragen diese Binden in der unwirtlichen Mandschurei — dann denkt man unwillkürlich, dieser Krieger käme geradeswegs schwerverwundet aus der Schlacht oder doch zum mindesten aus einer Wirtshausprügelei ...

Auch der Waffenrock ist olivfarben und einreihig, mit steifem zugehaktem Kragen, auf dem die Truppenspiegel angebracht sind. Und zwar: rot für die Infanterie, gelb für die Artillerie und hellblau für die Kavallerie — Regimentsnummern fehlen grundsätzlich, weil man — japanische Geheimhaltung aller Dinge — dem Gegner die Truppeneinteilung und -gliederung nicht allzubequem auf die Nase binden will.

Ebenso schwer sind die Gradabzeichen zu erkennen: statt der Achselklappen wird eine Art „Epauletten-Träger" getragen: ein schmaler roter Bügel oder Streifen quer über die Schulter, auf dem kleine Sterne die Dienstgrade bezeichnen. Kein Stern ... Infanterist, ein Stern ... Gefreiter usw. usw. Bei den höheren Dienstgraden kommen gelbe — bei den Offizieren goldene Längstreifen dazu. Zum Waffenrock gehört die olivgrüne Kommißhose — Rock und Hose sind im Winter wattiert und halten sehr warm — dazu werden Wickelgamaschen und Schnürschuhe getragen, während für die Rekruten und die Mannschaften des ersten Jahrgangs der sog. „Übergangs-Schuh" eingeführt ist. Das ist ein ganz eigenartiger Stiefel: der Japaner trägt bekanntlich — namentlich der Bauer und Arbeiter — im Alltagsleben nur Sandalen, gewöhnliche Holzbretter mit einem Riemen versehen, der zwischen großer und zweiter Zehe hindurchgeführt wird. In der kalten Jahreszeit wird dazu ein Halbstrumpf getragen, der also logischerweise die Form eines „Faust-Handschuhs" mit „abgesetztem Daumen" haben muß. Nun lassen sich Füße, die ihr ganzes „Leben" auf harten Holzbrettern „herumgelaufen" sind, nicht ohne weiteres und vor allem nicht ohne Nachteil in enge, harte, klobige Kommißschuhe zwängen — infolgedessen hat man den erwähnten „Übergangsschuh" erfunden, der aus einer biegsamen Stiefelsohle besteht, auf der ein dicker „Faust-Handschuh-Strumpf" in Form eines Schnürschuhes, aber eben mit abgespreizter oder eingekerbter „großer Zehe" aufmontiert ist, eine geniale Konstruktion, die den Übergang zum eigentlichen Kommißschuh bildet. — Übrigens: auch das ist ganz interessant: Chinesen und Japaner mögen sich manchmal noch so ähnlich sehen — an der weitabgespreizten großen Zehe (von Kindheit an tragen die Japaner diese Sandalen) — — erkennt man sofort den „richtigen" Japaner, eine Tatsache, die schon manchem, als Chinesen getarnten japanischen Spion das Leben gekostet hat ...

Nun besteht der Soldat natürlich nicht nur aus einer Uniform, sondern auch aus den „Zubehörteilen", die beim japanischen Soldaten besonders reichlich ausgefallen sind. Da ist also zunächst der braune, kreisrunde Stahlhelm, der auf dem Marsche an einer langen, sinnreichen Riemenkonstruktion auf dem Rücken und zwar über dem Tornisterkochgeschirr getragen wird — mit einem einzigen Ruck am Riemen kann er auf den Kopf gezogen werden. Zum Stahlhelm gehört noch ein olivgrüner Helmbezug und ein Netzgeflecht, in das im Gefecht zu Tarnungszwecken Blumen, Gräser und Zweige gesteckt werden. Der Tornister selbst ist genau so reichlich ausgestattet und genau so sinnreich konstruiert wie der deutsche; an ihm wird der kurze Infanteriespaten getragen und auf ihm noch all das, was ein Soldat im Kriege „so findet" oder was ihm so „zuzulaufen" pflegt. Am Koppel die Patronentaschen — das Kaliber des japanischen Infanteriegeschosses ist kleiner als das deutsche, infolgedessen kann der Mann mehr Patronen mit ins Gefecht nehmen, der Nachteil ist jedoch der, daß — wie es sich bereits im russisch-japanischen Kriege beobachten ließ — der Prozentsatz der „glatten Durchschüsse" sehr hoch ist und die Verwundeten schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zur Truppe zurückkehren können.

Am Koppel hängt ferner das leichtgebogene, schmale Seitengewehr und auf der Schulter ruht die Hauptwaffe des Infanteristen, das Gewehr, das für die an der sibirisch-russischen Grenze stehenden Regimenter mit einem recht originellen „Kälteschutz" versehen ist: Schloß und Kolben sind mit einem Pelzmantel umgeben ... die behandschuhte Hand des Schützen greift in diesen Pelzmantel, der dem Soldaten bis zum Ellenbogen reicht, wie in einen engen Sack hinein, so daß nicht nur die Hand, sondern auch der ganze Unterarm geschützt sind.

Aber außer Gewehr und hochbepacktem Tornister mit Wolldecke und Zeltbahn schleppt der japanische Infanterist

Hauptschriftleiter: Fritz Günther (verreist).
Stellvertreter des Hauptschriftleiters: Heinrich Karl Kunz.
Verantwortlich für den politischen Teil: Heinrich Karl Kunz; für Kunst und Unterhaltung: Dr. Heinrich Reichert; für Stadtnachrichten und Wirtschaftsteil: Willi Pempel (erkrankt), Stellvertreter: Heinz Lenhardt; für Umgebung, Provinznachrichten und den Sportteil: Heinz Lenhardt; für den Bilderdienst: die betr. Ressortleiter;
für den Anzeigenteil: Otto Kaiser; sämtlich in Wiesbaden.
Preisliste Nr. 6. — Durchschnitts-Auflage Juni 1938: 21 543, Sonntags allein: 27 145.
Druck und Verlag des Wiesbadener Tagblatts: L. Schellenberg'sche Hofbuchdruckerei, Wiesbaden, Langgasse 21, „Tagblatt-Haus".
Gesamtleitung: Dr. phil. habil. Gustav Schellenberg und Verlagsleiter Heinrich Pabst.

Die Ausgabe umfaßt 12 Seiten und das „Unterhaltungsblatt".

blieg ihm entgegen. Sinwald Koert entliebt in das lächelnde Gesicht Steenhams. Und da öffnet er den Mund, er will es nicht sagen, aber alle hören, wie er ein gräßliches Wort stammelt: „Blausäure!" — „Ja, Sie haben es erraten, Doktor Sinwald. Blausäure!" — Peinliche Stille. Bestürzung, bis das Lächeln auf Steenhams Gesicht sich verwischt und dann ganz verschwindet. — „Bitte, meine Herren", sagt Steenham jetzt mit veränderter schwankender Stimme, „lassen Sie mich noch etwas erklären angesichts der Entschleierung. Ich habe Sie eingeladen zu einem Abschiedsabend, der zugleich ein Gericht sein soll. Die Tote klagt an! Sie hat dies nicht mit Worten getan. Nein. Ein Mann hat ihr Leben zerstört, mutwillig, ohne Skrupel. Sie war meine Frau, zwei Tage lang, den ersten und zweiten Tag nach unserer Hochzeit. Dann verfiel sie dem andern. Es war aus seither zwischen uns. Sie litt von dem andern eine furchtbare Qual. Weil der andere sie beiseiteschob, wegwarf! Alles können Sie einer Frau antun, aber ihre Liebe mit Füßen treten, nein, das dürfen Sie niemals! So mußte das Ende kommen. Ja, Dr. Sinwald, Sie haben richtig erraten. Blausäure."

Steenham hebt sein Glas: „Bitte, verurteilen Sie mich nicht. Ich will nicht Richter sein vor der Toten. Aber einmal muß ich das sagen, was ich während meiner Ehe mit Thamar erlitten habe. Ich habe Ihnen das Geheimnis ihres Todes verraten. Und warum, weil es auch der Mann wissen soll, der die Schuld trägt. Es ist banal, eine moralische Bestrafung nach so qualvoller Zeit führen zu wollen. Vielleicht ist es aber doch sinnvoll, den Mann an seine furchtbare Schuld zu erinnern ... Ich zeigte Ihnen vorhin das unheimliche Gift in der kleinen Schale, seine Wirkungen kennen Sie ja alle ... Ich möchte es dem andern in sein [illegible]. Trinken Sie nun, meine Herren ... die Sühne."

Ein wildes Stöhnen unterbricht ihn. Dr. Gutbrandsen taumelt röchelnd mit erhobenen Armen in den Kreis der Umsitzenden. Sein Glas fällt klirrend zu Boden. Wie ein Irrer greift er ins Leere, bricht zusammen.

Heitere Erinnerung an Maubeuge.

Als die deutschen Armeen Frankreich gegen Westen vorgedrungen waren, bot die französische Festung Maubeuge bedeutenden Widerstand. Der durch zahlreiche Zwischenwerke verstärkte weit vorgeschobene Fortgürtel, der mit großer Sorgfalt angelegt und ausgebaut war, der Besitz von Panzertürmen, tief eingegrabenen Batterien und unübersehbare Felder von Drahtverhauen mußten niedergekämpft werden.

Am 25. August 1914 begann die Beschießung. Deutsche Mörser und österreichische Motorbatterien hämmerten ununterbrochen mit verheerender Wirkung auf die Festungswerke ein. Schon am 7. September, abends 6 Uhr, erfolgte die bedingungslose Übergabe. Nicht nur in strategischer Hinsicht gewann dieser Sieg besondere Bedeutung, sondern der moralische Erfolg war im Hinblick auf die enttäuschten Hoffnungen der Gegner, namentlich in bezug auf die Zwischenstellungen, ungeheuer.

9 Generäle, 300 Stabsoffiziere, 1500 Offiziere, die ersten im Kriege gefangenen Engländer und 12 000 Mann zogen in vielstündigem Marsch aus der bezwungenen Festung in Gefangenschaft.

Mit einer solchen Zahl hatte man nicht gerechnet!

Und so konnte der Abtransport der Gefangenen in den herbeigezogenen und bereitgestellten Zügen nicht so schnell erfolgen.

Am dritten Tage nach der Eroberung lagen Gruppen der letzten Gefangenen noch an dem Platz des [illegible]. Der Major von N. aus der Abtlg. IIIb des Großen Generalstabes schritt durch die Reihen der Offiziere, und ein französischer Hauptmann sagte zu ihm mit leisem Spott:

„Wir haben immer gehört, daß die Deutschen Meister der Organisation sind, und nun warten wir schon drei Tage auf den Abtransport!"

In tadellosem Französisch antwortete der Deutsche: „Sie müssen tausendmal entschuldigen, meine Herren! Aber wir hatten ja keine Ahnung, daß der Andrang derartig bedeutend sein würde!" U. K.

Gute Antworten.

Xerxes verlangte die Auslieferung der spartanischen Waffen. Leonidas antwortete: „Komm", hole sie."

*

Demosthenes sagte zu Phocion: „Die Athener werden dich töten, wenn sie in Wut geraten!" — Phocion entgegnete: „Und dich, wenn sie zu Verstande kommen."

*

Vor Kaiser Augustus wurde ein Fremder geführt, der ihm sehr ähnlich sah. „Ist deine Mutter früher in Rom gewesen?" — „Nein, aber mein Vater", antwortete dieser.

*

Ein in Berlin geborener Kandidat suchte bei Friedrich Wilhelm I. um eine Pfarrstelle nach. Der König sagte abweisend: „Die Berliner taugen nichts." Der Kandidat erwiderte: „Es gibt Ausnahmen, z. B. Ew. Majestät und mich." Er erhielt die Stelle. U. K.

Karl Kopp Nachf.
Inh. Wilh. Junginger, Mauritiusplatz 2
Das Spezialgeschäft in Futterstoffen, Schneidereiartikel und sämtlichen Kurzwaren

Neue Bücher

* Karl Fischer: „Kolonien auf dem grünen Tisch." Deutschlands Weg nach Übersee. (Kommodore-Verlag, Berlin.) In einer flott geschriebenen Schilderung führt Fischer den Leser in die Anfänge deutscher Kolonialgeschichte ein. Er erzählt, wie eine Handvoll deutscher Kaufleute, unter denen Lüderitz und Woermann besonders hervorragen, sich für den kolonialen Gedanken einsetzten. Er schildert, welche Widerstände zu überwinden waren, wobei auch die große Politik jener Jahre gestreift wird. Das Buch kann als eine wirksame Waffe im Kampf gegen die Kolonialschuldlüge bezeichnet werden, da hier noch einmal ganz klar und eindeutig an Hand der geschichtlichen Entwicklung herausgestellt wird, daß nicht Waffengewalt, sondern die Kraft der Arbeit Deutschlands seinerzeit den bescheidenen Anteil an überseeischen Kolonialgebieten erobert hat. Mit Recht sagt der Verfasser deshalb auch: „Wenn man überhaupt ein moralisches Recht auf Kolonien gelten lassen will, so gibt es keinen Staat, der mit größerem, ja auch nur mit annähernd gleichem Recht einen Anspruch auf Kolonien geltend machen kann, wie das Deutsche Reich sie unter Bismarck und in der Folgezeit erworben hat." Eine Reihe recht interessanter Bilder und eine Zusammenstellung der wichtigsten Daten aus der Geschichte der deutschen Kolonien ergänzen den Text in glücklicher Weise. W. K.

* „Kultur der Antike." In den neuerschienenen Lieferungen des „Handbuches der Kulturgeschichte" (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam) werden zwei bedeutende Arbeiten abgeschlossen, die beide auch den italienischen Lebensraum umspannen, die „Kultur der Antike" von Prof. Dr. Ernst Howald und — als zeitliche Fortsetzung — die „Kultur Italiens" von Prof. Dr. H. Gmelin im Rahmen der „Kultur der romanischen Völker". Howalds Werk darf weitester Beachtung sicher sein, denn eine derartig zusammenfassende und von hoher Warte gesehene Schau der antiken Kultur gab es bisher nicht im deutschen Schrifttum. Von dem kretisch-mykenischen Kreis spannt sich der Bogen über die archaischen Kulturen Ioniens und des griechischen Mutterlandes, die klassische Kultur Athens, die Entartung der Demokratie zur Plutokratie, den Hellenismus und seine [illegible] gegen die Herrschaft der östlichen Kultur bis zu den einzelnen Epochen der römischen Kultur, die in der augusteischen Kultur mit ihrer Übernahme des [illegible] Strebens gipfelt, schließlich in dem Literaturbetrieb der späten Kaiserzeit absinkt und in der religiösen Erneuerung durch das Christentum endet. — Erwähnen wir noch die weitergeführten Beiträge Gumbels „Deutsche Kultur vom Zeitalter der Mystik bis zur Gegenreformation", ferner den Beginn der „Kultur der orientalischen Völker" mit der Schilderung Chinas und Japans von E. Schmitt bzw. O. Kressler, endlich den Beginn von Prof. Wilhelm Bauers Darstellung der „Deutschen Kultur von 1830 bis 1870", so ist damit kurz Charakter und Rahmen dieses Handbuchs angedeutet, dessen Anschauungsmaterial allein einem Bilderatlas der Kulturgeschichte gleichkommt.

* J. Hanns: „Durch das Tor des Südens." Oberitalienische Wanderungen. (Verlag Dietrich Reimer, Berlin.) Zwei junge Deutsche, zwei Freunde, Mann und Frau, angelockt von der Sonne des Südens, packen zweimal Rucksack und Zeltbahn, aber auch den Koffer mit festlicher Kleidung, um Italien zu sehen. Sie wandern vom Lago Maggiore an den Gestaden von Genua und Spezia entlang, streifen in Mailand, Pavia, Tortolina, Carrara, Pisa und Florenz umher, bis die altehrwürdigen Denkmale Ravennas sie auch an die Küste ziehen. Sie sehen die Wunder des Gardasees, das stolze Verona, Vicenza, Padua, Venedig. In wunderbaren Schilderungen der Schönheit und alter, heiliger Weisheit öffnet sich ihnen Oberitalien, das erhabene Tor des Südens. Die beiden Wanderer beschreiben die seltenen Erlebnisse und leiten die Seelen menschlicher Größe, denen sie begegnen, aber sie teilen uns auch mit, wieviel Geld noch in ihrer Kasse ist, und was sie unter dem letzten Himmel ausgegeben haben. Der Leser wird gleichsam persönlich an der Hand genommen, fühlt gewonnen, als erlebe er mit.

* Olga Pöhlmann: „Drei Wege", Roman. (Verlag E. H. Beane, Leipzig.) Drei Männer treten entscheidend in das Leben einer Frau, drei Männer ganz verschiedenen Charakters, ganz verschiedenen Herzens — ein Maler, ein Arzt und ein Schriftsteller. Dem Maler begegnet sie im leuchtenden Sonnenschein eines herrlichen, taufrischen Frühlingstages und verliert ihn wieder in den trüben Tagen eines dämmerigen Herbstes. Im Arzt findet sie die ruhige, beschützende Hand des älteren Freundes, jedoch auch dieses zweite, eine Hand in ihrem Leben wird von der scheinbar launischen [illegible] Schicksalsgewalt zerrissen. Zuletzt wird der von den Menschen in die Einsamkeit Gestoßenen noch einmal die Kühle des Erlebens zuteil durch ihren jugendlichen Freund, den sie selbst in früheren Jahren beschützt hatte. [illegible] glücklich und voll [illegible] Gestalten, Zeit und auch Gerade prägen die Linien ihres Erlebens und [illegible] Leidenschaft [illegible] dieses bewegungsreichen Lebens, welches deutlich genug der modernen Frau einen Spiegel ihres Selbst vorhält.

Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts
Nr. 168. Freitag, 22. Juli. 1938.

Annemarie

ROMAN VON PAUL HAIN

19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Und William Smith weiß, was das bedeutet. Ach, ob er es weiß.

Er sitzt wieder vor dem Schreibtisch, sein Gesicht sieht mit einemmal wie verfallen aus. Die Augenlider sinken halb über die Augen, der schwere Körper scheint etwas zusammengesunken — es gibt wenige Stunden, in denen William Smith, der Herr über Ölfelder, die mit zu den besten und ertragreichsten am Arkansas gehören, Herr über noch manchen Industrieanlagen in der City dieser [illegible], sich so gehen läßt. Es hat ihn auch wohl niemand so gesehen, als manchmal der Diener draußen in Longisland, im großen, einsamen Haus, der Diener Max Kälchler, der seit zehn Jahren seinem Herrn dient. Ein Berliner Junge, den Smith einmal in Klondike aufgelesen hat, abgerissen von der erbarmungslosen Jagd nach Gold und Diamanten. Knapp davon geschlagen von diesem ungeheuren, abenteuerlichen Land, in das er wohl einmal mit stolzen Hoffnungen gekommen ist.

Nun, er ist froh, Diener bei William Smith zu sein. Es ist bei Gott nicht die schlechteste Stellung.

William Smith fährt zusammen. Seine Augen öffnen sich weit, das Telephon rasselt grell. Ganz munter ist er mit einem Schlage.

Das Mädchen aus dem Vorzimmer hat angerufen. Mr. Pfefferkorn wünsche, Mr. Smith zu sprechen.

„Sofort reinkommen!" schreit Smith und haut den Hörer in die Gabel zurück. Und Mr. Bob Pfefferkorn steht auf der Schwelle zum Privatbüro.

Ein strahlender Herr in den besten Jahren, elegant wie aus einem Modemagazin geschnitten. Shagpfeife im Mundwinkel und im andern aller Wahrscheinlichkeit nach ein Stück Kaugummi, ohne den wäre Mr. Pfefferkorn nicht denkbar. Die Shagpfeife ist kalt, lediglich auch zum Kauen da und zum Hin- und Herschieben im Mund. Aber da ist auch etwas in dem Gesicht dieses Mannes, was nichts mit einem Schönling oder einem flotten Dandy zu tun hat. Da stehen verdammt helle und blitzende und freche und verwegene Augen in einem hageren Gesicht, das quer über der Stirn und auch über eine der Wangen ein paar Narben zeigt.

Andenken an einige Kämpfe mit berüchtigten Gangstern und sonstigem Unterweltsgesindel der schönen Stadt New York oder Chicago oder Frisco.

„Morning, Mr. Smith. Goddam, platzen Sie doch nicht vor Neugierde. Ich schieß ja gleich los! Bißchen Whisky da? Danke, ich nehme schon Platz."

Er wirft sich mit Schwung in einen der Ledersessel, die so breit sind, als sollte da eine ganze Familie drin Platz haben. Dann nimmt er die Pfeife aus dem Mund, tut, als schiebe er sie aus, schiebt sein Stück Kaugummi mit Genuß von einer Backe in die andere, während Smith ein Fach des Schreibtisches öffnet, eine Flasche und zwei Gläser herausnimmt und eingießt.

„Da hätten wir die Spur denn endlich bis zum Ende richtig aufgestöbert, Mr. Smith. Vor ein paar Tagen erhielt ich das ersten ausführlichen Telegramme meines Agenten, den ich nach Deutschland rübergeschickt! Lange genug hat er ja gebraucht, um da weiter zu kommen. Sie wissen ja, vor drei Jahren verlor sich die Spur in Monte, im schönen Monte, ach!"

Pfefferkorn seufzt in Erinnerung an die Zeit, als er selber dort war. Er selbst hatte damals dort die Ermittelungen geführt.

„Seufzen Sie nicht den schönen Frauen des Südens nach, Bob", knurrt Smith bissig, „sondern schießen Sie weiter."

„Schön. Wir fanden damals nur einen der Freunde der schönen Sängerin."

Eine hastige Handbewegung von Smith, die flache Hand klatscht auf die Tischplatte. Pfefferkorn stört das nicht.

„Schönen Sängerin Miß Lilian, ja. Kein Mensch wußte, wo sie geblieben war. Wir dann also —"

„Aber das weiß ich doch alles schon, Bob, zum Henker! Ich weiß, daß damals zu eine anzunehmen war, daß Lilian nicht mehr unter den Lebenden weilte. Weiter, weiter! Vor einem halben Jahr erzählten Sie, man hätte aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Grab entdeckt — he?"

Pfefferkorn nickt.

„Das hat sich nunmehr bestätigt, Mr. Smith. Wir haben das Grab gefunden. Und auch — —"

Smith steht von dem Sessel auf. Seine Stirn zeigt kleine Schweißtropfen. Er macht eine abwehrende Handbewegung. Angst flackert in seinen Augen, die sonst so sicher und streng und unbeirrbar von Gefühlen blicken können.

Pfefferkorn grinst.

„Na, wenn Sie nicht weiterhören wollen — es ist zu ertragen, kann ich Ihnen verraten, nun leben Sie mal vernünftig, Mr. Smith. Sie wissen, was Bob Pfefferkorn aus USA ermittelt, das stimmt!"

Smith fährt herum. Er ist fahl im Gesicht. Er schreit: „Wo liegen die Gräber?"

„Gräber? Eines bloß, zum Teufel!"

Smith bleibt stehen, wie ein starker, trotziger Baum steht er da. Sein Brustkasten hebt und senkt sich schwer.

„Erzählen Sie — so erzählen Sie doch!"

Und er läßt sich wieder in seinen Sessel fallen.

*

„Max, Maxe —!"

William Smith ist mit seinem Auto wie ein Verrückter aus dem Geschäft nach Hause gefahren, zu einer Zeit, zu der ihn niemand hier erwartete. Ein paar Verkehrspolizisten hat er beinahe umgefahren unterwegs und er wird noch einige Strafmandate nachgeschickt kriegen — neben den derben Flüchen, die an seinem Ohr vorbeigezischt sind. Aber was macht das schon!

„Maxe!"

Smith rennt durch die Halle. Aus seiner Loge kommt der Butler, Mr. King, der auch schon eine Reihe von Jahren mit seiner besseren Hälfte das große Haus in Ordnung hält.

Smith rennt an ihm vorbei, die breite Treppe hinauf nach den oberen Zimmern. Mr. King sieht ihm nach und vermeidet es krampfhaft, sich gegen die Stirn zu tippen. Oben sieht sich Smith noch einmal um und ruft King zu, der wie eine gut gewählte Statue noch immer mitten in der Halle steht:

„Maxe soll zu mir raufkommen, wenn er überhaupt da ist."

„Er ist gerade weg, um Besorgungen zu erledigen."

„Sowie er zurück ist!"

„Yes, Mr. Smith."

„Sylvi" der Büstenhalter in allen Ausführungen vorrätig bei H. R. Alber Corsetmoden Webergasse 4

Und William Smith rennt in sein Zimmer, das Wohnzimmer und Bibliothek zugleich ist. Ein riesiger Raum, in dem sich so ein einzelner Mann sehr verlassen vorkommen muß.

Da steht er eine Weile. Atemlos. Diese Hast und das schnelle Treppensteigen ist er doch nicht mehr gewöhnt. Man ist nicht mehr der Jüngste, verdammt nochmal! Aber dann lacht er leicht auf, auf eine Art, die man bisher in diesem Hause noch nicht an ihm gehört hat. Hier ist überhaupt wenig gelacht worden. Hier wurden nur Pläne geschmiedet, hier wurde gearbeitet, wenn die Börsenzeit in der Wallstreet längst vorüber war.

Es ist ein Lachen, vor dem William Smith selber sich zu verwundern scheint.

Er wandert in dem großen Raum auf und ab. Mit starken, kräftigen Schritten. Hin und her. Sein Blick schweift über die Bücherreihen, über die wertvollen Bilder an den Wänden. Bleibt an einem der Goldrahmen haften, aber das Bild ist durch einen seidenen, dunklen Vorhang überdeckt, der von der oberen Rahmenleiste herabhängt.

William Smith macht einige Schritte darauf zu. Zögernd bleibt er stehen. Zögernd hebt sich seine Hand.

Dann zieht er entschlossen den leichten Vorhang zurück.

Ein Frauengesicht schaut aus dem Rahmen heraus. Ein sehr schönes, fein geschnittenes, anmutiges Gesicht, in dem zwei blaue Augen unwahrscheinlich hell leuchten. Blondes Haar umrahmt das zarte Oval der Wangen und die Schläfen. Der Mund ist sehr rot, und es ist ein Zug von verhaltener Leidenschaft darum.

Mr. Smith steht eine lange Weile vor dem Bild. Sein Gesicht verschließt sich wieder langsam. Es ist, als klappe ein Visier wie eine hölzerne Maske herunter.

Er zieht den Vorhang wieder über das Bild und wendet sich ab, um seine Wanderung durch das Zimmer von neuem aufzunehmen.

Dann sitzt er am Schreibtisch und blättert in Notizen und Papieren. Da sind für die nächste Zeit natürlich eine Menge Konferenzen angesetzt, Reisen sind nötig, nach dem Westen, schon längst angekündigt. Da wartet noch eine Fülle von Geschäften bis weit in den Winter auf ihn.

Zum Teufel! Wann haben sie nicht auf ihn gewartet? Krempel an den Nagel hängen! Fertig!

Jetzt, jetzt endlich könnte man verwirklichen, was man so lange, so viele Jahre schon, sich heimlich zusammengeträumt hat!

Weg von hier! Nach Deutschland! Über den großen Teich! Verschüttete Sehnsucht wird übermächtig wach.

Germany — Deutschland!

Na, na, William, vorsichtig, nichts überstürzen! Was man zu entscheiden hat, das muß wohl erwogen sein — und das ist keine [illegible] Sache.

Und wieder steht er hastig vom Stuhl auf. Unruhe, Unruhe steckt und brennt in ihm. Und dann zuckt er zusammen und fährt in die Innentasche des Jacketts, holt die Brieftasche heraus.

Goddam — dieser Bob Pfefferkorn und seine Agenten arbeiten gut, arbeiten vortrefflich. Der Mann tut wirklich etwas für die Schecks, die er verdient. Na ja, ein Mann, der seine wohlhabende Kundschaft hat!

William Smith lächelt wieder — jenes dünne, karge Lächeln, das auch nur selten in seinem Gesicht zu sehen ist.

Er entnimmt der Tasche eine Photographie. Dicht hält er sie vor die Augen.

Ein junges, schlankes Mädchen, über eine Wiese dahinschreitend. Ja, ja, es ist eine Ziege — eine weiße, sehr artige Ziege offenbar. Oh, wie stolz das Mädel den Kopf in den Nacken gestellt hat, wie das Gesicht lächelt und heiter ist — und das Haar um den Kopf flattert!

William Smith sackt wieder ein bißchen in sich zusammen, immer noch das Bild vor den Augen.

So sieht ihn der Diener Max Käsebier, der nach kurzem Anklopfen ins Zimmer getreten ist. Mr. Smith muß sein Eintreten wohl gar nicht bemerkt haben. Käsebier ist ein Mann, der aussieht, als wäre er ein Jockey in Zivil. Drahtig und sehnig und um einen Kopf „zu klein“. Man kann ihm gern glauben, daß er es einmal versucht hat, in Klondike nach Diamanten zu suchen und am Missouri nach Gold und daß er als Tramp durch Alaska gewandert ist und auf Bären und Füchse Jagd machte.

„Mr. Smith —?“

Der zuckt zusammen und schiebt hastig die Photographie in die Tasche.

„Ah — Max. Hm — na?“

Zwischen den beiden wird nicht englisch, da wird nur deutsch gesprochen, schon so lange man sich kennt.

„Mr. King sagte mir —“

„Max, wie wär's, wenn wir mal 'n Trip nach Deutschland machten?“

Max Käsebier reißt förmlich das ganze Gesicht auseinander. Der Mund steht ihm offen. Es wetterleuchtet in seinen Zügen. Trip nach Deutschland — du liebe Seele! Er selber hat nicht Vater und Mutter, nicht Bruder und Schwester da und ist als Sechzehnjähriger einmal seinem Lehrherrn ausgerissen, um in der neuen Welt sein Glück zu versuchen. Aber — Deutschland! Teufel, Teufel! Der Alte hat einen glänzenden Einfall! Und merkwürdig guter Laune ist er auch! Seltenheit — verdammte Seltenheit!

„Ja, gern, Mr. Smith“, antwortet Käsebier und hat mit seinen vierzig Jahren ein ordentlich junges Gesicht.

Deutschland! Und vielleicht dann doch da bleiben und die schönen Ersparnisse, die er sich hier gemacht hat, gut anlegen. Ein Geschäft kaufen — oder eine kleine Landwirtschaft — oder eine zoologische Handlung mit Schlangen und bunten Vögeln und — ach, du lieber Gott! Nein — Mr. Smith könnte man wohl doch nicht im Stich lassen.

Aber — Deutschland!

„Ja, Maxe, ich werde da nämlich zu tun haben, und Ihnen dürfte es ja auch wohl Spaß machen, wieder mal — Deutschland zu riechen, he? Hat sich manches da verändert, was? Müßte man doch mal sehen, wie? Alter Trapper und Cowboy!“

Max Käsebier hat aus seiner Goldgräber- und Trampzeit eine ganz nette Sammlung von Trophäen in seinem Zimmer zusammengestapelt! Und William Smith nicht minder!

„Wann — wann — sollte es denn losgehen, Mr. Smith?“ fragt Käsebier etwas zaghaft und atemlos.

„Hm — ja — losgehen. Sie wissen ja, wie das so ist, Max. Die verdammten Geschäfte! An der Börse muß man aufpassen wie 'n Walfischfänger oder n' Biberjäger an der Hudsonbai. Liegt einem so im Blut — money make —!“ Er räuspert sich. „Vielleicht wird man sich's doch noch abgewöhnen — wenn man — wenn man —“ seine Stimme wird leiser und verhaltener, „wenn man vielleicht andere Pflichten bekommt. Ja.“

Sein Blick geht durch die Weite des Zimmers — und wohl noch weiter.

„Kann Winter werden, Max. Na, im Winter ist in Deutschland auch noch viel los — Frühling ist eigentlich besser, wie? Wenn die Wiesen so schön grün werden. Nach Deutschland muß man im Frühling zurückkommen, wie?“ Er fährt sich mit der Hand über die Stirn. „Jedenfalls — wollte ich Ihnen das doch gesagt haben. Wir sprechen schon noch darüber, wenn es so weit ist. Vorfreude ist ja auch ganz schön, manchmal sogar das Beste von der ganzen Freude, mein Junge. Kann auch schon im Herbst sein —“, setzt er noch nachdenklich hinzu. „Ich muß mir das durch den Kopf gehen lassen, Max —“

William Smith steht plötzlich auf und geht zu seinem Getreuen hinüber und legt ihm beide Hände auf die Schulter, diesem kleinen, drahtigen Max Käsebier, der leicht zusammenzuckt vor dieser lange ungewohnten Geste der Vertraulichkeit.

„Max — es kommt so manchmal über einen, nicht wahr? Amerika ist groß, Amerika ist schön — aber, hol's der Teufel — Deutschland ist doch schöner, wie?“

Und er sieht im Geist ein schmales, schlankes Mädel über eine Wiese laufen, mit bloßen Beinen — und hinter ihr wehen Pappeln und Erlen im Winde.

Zehntes Kapitel.

„Bitte, Hans Jochen, ich möchte dich sprechen.“

„Aber ja, solange du willst“, gibt er lächelnd zurück.

Vor einer halben Stunde ist Ina Kramer aus der Kreisstadt zurückgekommen. Im Gutspark hat sie Hans Jochen getroffen, der gerade aus den Stallungen kommt. Er ist im saloppen Anzug — einfache, blaue Leinenjacke zu den hellen Beinkleidern.

„Ich hab' dich schon gesucht“, sagt Ina kühl.

„Ja?“

Er steht neben ihr. Sie gehen ein Stück nebeneinander. Hohe Linden und Eichen stehen in dem alten Park, mächtige Tannen ragen über die Grünflächen.

Unter einer der schattigen Baumgruppen bleiben sie wieder stehen.

„Du scheinst“, stößt Ina hervor und hat plötzlich blitzende Augen, „die wenigen Tage, die wir noch hier sind, auf deine Art ausnutzen zu wollen, Hans Jochen. Allerdings auf eine Art, die mir nicht gefällt!“

„Ich verstehe nicht —“

(Fortsetzung folgt.)

Die große Ernte.

Der Halm wurde dürr, die Ähre ist voll und schwer,
jetzt schreiten wir einer hinter dem andern her,
in sengender Sonne Glut, den Rücken gebückt,
und die blinkende Sichel in den Händen gezückt.

Uns sticht die Distel, uns ritzen die Dornen am Strauch,
und [illegible] und Staub, die quälen uns auch.
Doch tragen wir fröhlich der brennenden Mühsal Not,
denn die wogenden Ährenmeere werden uns Brot.

Ihr Bauern, ans Werk. Und brechen die Halme im Schnitt,
dann betet, ihr Städter, die heilige Ernte mit.
Gott schenke uns Segen, er fülle der Speicher Rand,
für euch und für uns, für alle im Vaterland.

Heinrich Braach.

Sühne für Dagmar.

Von Heinz Waterboer.

Doktor Gulbrandsen zuckt leicht zusammen. Mit beiden Händen umfaßt er die Hörmuschel des Telephons.

„Was . . . Steenham hat uns eingeladen für heute abend? Nein, unmöglich, Meadoc! Hören Sie doch, wir können auf keinen Fall diese Einladung annehmen. Gestern ist seine Frau gestorben . . .“

Der andere am Ende der Leitung hat ihn wohl unterbrochen. Gulbrandsen bewegt unruhig den Kopf und hört weiter zu. „Na gut, Meadoc“, gibt er schließlich tonlos zu, „holen Sie mich ab. Also gegen acht Uhr.“ Dr. Gulbrandsen legt den Hörer auf, dreht sich heftig um und läßt sich in einen Sessel fallen.

„Thomas“, sagt er zu dem alten Diener, der am Kamin Blumen in eine rote venezianische Vase stellt, „richten Sie mir ein Bad“.

Durch die halboffene Balkontür tönt das Hupen der Autos von der Straße herein.

Am Abend läutet Meadoc unten am Portal. „Nun kommen Sie doch endlich“, sagt er ungeduldig und zieht Dr. Gulbrandsen an dem Kragen seines Mantels. Meadoc schlägt das Wetterverdeck seines Wagens hoch. Die ersten Regentropfen klatschen metallisch auf den Asphalt der Straße, ein heftiger Windstoß fegt trockenes Platanenlaub mit knisterndem Geräusch vor sich her. Der Wagen biegt hinter den letzten Häusern der Vorstadt in die schmale Serpentine ein, die sich in breiten Windungen auf die Höhe der Rochers du Diable hinaufwindet. Links unten klatscht das bewegte Meer an die Granitblöcke der Mole.

Dr. Gulbrandsen dreht sich zu Meadoc herum: „Wissen Sie, Meadoc“, sagt er, „Steenhams Einladung ist mir sehr unangenehm. Ich denke doch, es ist taktlos . . . Wahnsinn möchte ich fast sagen, ein Fest zu feiern, wenn eine Tote im Hause aufgebahrt ist. Sie ist doch seine Frau.“

Meadoc unterbricht ihn mit einer flüchtigen Handbewegung. Vor ihnen leuchtet das rote Schlußlicht eines anderen Wagens auf, der vor dem Tor eines großen Hauses hält. Dann sagt Meadoc: „Es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken, Gulbrandsen. Ich könnte es verstehen, wenn man sich durch einen Rausch über die traurige Episode hinweghelfen will.“

Dr. Gulbrandsen zieht einen Handschuh aus und fährt sich wieder über die Hand. „Ja, vielleicht sucht Steenham einen Rausch, um alles hinwegzuschwemmen, aber trotzdem, die Tote ist noch im Hause, und . . . ich kannte sie einmal sehr gut.“ Er hatte noch etwas hinzufügen wollen. Doch Meadoc stoppt den Wagen, fährt ihn neben das andere Auto, dessen Schlußlicht sie vorhin bemerkt hatten und ruft einen Herrn an, der im Scheinwerferlicht steht, seinen Mantelkragen zurückschlägt und auf die Flucht erleuchteter Fenster hinaufstarrt. Es ist Dr. Rimbauld. Sie begrüßen sich und bleiben einige Augenblicke vor der breiten Treppe stehen.

„Sagen Sie mal, wer mag bloß alles geladen sein?“ fragt Dr. Gulbrandsen gähnend. Keiner antwortet, weil eben das Portal sich öffnet und ein Diener erscheint, um die Herren ins Haus zu führen.

An der Garderobe hängen viele dunkle Mäntel.

In dem hellerleuchteten gelben Salon, der ihnen allen von den vielen früheren Besuchen her noch gut bekannt ist, stehen mehrere Herren in Smokings, festlich steifen Anzügen um einen großen runden Tisch. Die weißen Hemdenbrüste stechen hart ab. Der Hausherr, Professor Steenham, geht ihnen entgegen und begrüßt sie. Er stellt vor, man kennt sich meist schon.

Dr. Gulbrandsen sitzt zuerst stumm mit lässiger Haltung, die er kaum verbirgt, zwischen Steenham und Rimbauld. Nach ein paar gleichgültigen Worten stockt die Unterhaltung. Steenham wendet sich dem lebhaft plaudernden Sinnauld zu, zu dessen Klienten die Reichsten dieses Landes gehören. Er berichtet gerade den aufmerksam zuhörenden Freunden die Ergebnisse seiner Reise nach Paris. Es hieß damals, er habe der wissenschaftlichen Gesellschaft ein neues Serum vorgeführt.

Zwei Diener in roter Livree bringen Wein in schweren Bologneser Gläsern. Steenham reicht ein Kästchen Zigarren vom Nebentisch herum. Er lächelt dabei, seltsam starr und verschlossen.

In einem der nahen Zimmer surrt metallisch das Schlagwerk einer Uhr. Ohne rechten Klang.

Steenham steht jetzt in der Mitte. Er hat sein Glas erhoben und verneigt sich leicht gegen seine Gäste.

„Zehn Uhr“, sagt er leise und lächelt, „vor vierundzwanzig Stunden, ja, genau vor vierundzwanzig Stunden tat meine Frau den letzten Atemzug. Meine Herren, bitte, trinken Sie mit mir im Angedenken an Dagmar . . .“ Er trinkt, den Blick zu Boden gewandt. Die andern tun zögernd Bescheid, nachdem sie sich schweigend erhoben hatten.

„So . . .“, sagt Steenham plötzlich. Und dieses „So“ zerbricht klirrend die entstandene Stille. Es klang sehr dunkel und seltsam, dieses eine kurze Wort.

Allmählich beginnen die Herren wieder zu sprechen. Vorerst noch leise und zögernd. Die Diener gehen lautlos umher und füllen die leeren Gläser.

Dr. Gulbrandsen trinkt etwas hastig, mehrmals schon ist sein Glas gefüllt worden. Ihn hat das Lächeln Steenhams verwirrt. Warum dieses Lächeln, denkt er nach, früher hat er es nie gekannt. Und gerade jetzt, da Dagmar tot ist? Ach ja, Dagmar. Plötzlich huscht ein Lächeln über das verschlossene Gesicht Gulbrandsens, aber er merkt es selbst nicht, auch nicht, als es ein schmerzliches Lächeln ist. Dagmar, schade, denkt er. So jung war sie noch, so jung, kaum achtundzwanzig. Mein Gott, sollen das erst vier Jahre her sein, daß er sie in San Remo traf. Damals hatte sie gerade Steenham geheiratet, der sich über Nacht mit seinem Buche berühmt gemacht hatte. Da war gewiß keine Liebe zwischen beiden gewesen, denn das sagten sie alle.

Er lächelt wieder und gibt sich widerstandslos einer leisen Träumerei hin. Seine Hände nähern sich unwillkürlich, streichen beide über die weiche Plüschlehne seines Sessels. So hatte er damals ihr Gesicht gestreichelt, dieses blasse, etwas traurige und ahnungsvolle Gesicht. Und ihr Haar und ihre Schultern. Das war wie ein Märchen, war ohne Glück und dafür mit viel Bitterkeit. Er erschrickt plötzlich und faltet die Hände krampfhaft zusammen. Mein Gott, wie konnte er nur diesen Ring aufbehalten, diesen schmalen Goldring, wo er zu Steenham kommt. Den hatte sie ihm gegeben als Erinnerung an eine stille Stunde . . . es war eine warme venezianische Juninacht. Gulbrandsen sieht plötzlich Steenham vor sich stehen. Er lächelt und blickt auf die Hand. Er hat den Ring daran gesehen, sieht auch die hastige, erschreckte Bewegung, mit der Gulbrandsen ihn vom Finger streifen wollte.

„Lassen Sie den Ring ruhig“, sagt Steenham. Und lächelt weiter. „Ich hatte ihn Dagmar geschenkt am Tage vor unserer Hochzeit. Sie werden mit dem Ring ihr Andenken gut bewahren, Doktor Gulbrandsen.“ Und den Namen spricht er so seltsam gedehnt aus, daß Gulbrandsen den Blick erschrocken zu Boden senkt. Eine dunkle Ahnung hat ihn jetzt beklommen gemacht, aber sie lähmt ihn, daß er sich kaum gegen sie zu erwehren vermag. Da hört er, was drüben gesprochen wird. Es ist der kleine Sinnauld.

„Sehen Sie, meine Herren, seine Wirkung ist unheimlich. Bereits nach zwei Monaten war, ich brauche den Namen ja nicht zu nennen. Sie erinnern sich gewiß, nach zwei Monaten war der Mann zur vollkommenen Debilität herabgesunken. Und das Tolle, weder das Gehirn noch die wichtigsten Organe wiesen Abnormitäten oder Destruktionen auf. Es war ein furchtbares Rätsel. Übrigens“, wendet er sich zu Steenham, „wie sind eigentlich Ihre Versuche ausgefallen. Sie wollten der Sache doch auf den Leib rücken?“

Steenham kommt heran und lehnt sich auf die Lehne eines Sessels. Gulbrandsen neigt sich näher heran. Eine Taktlosigkeit, schüttelt es ihn. Von Gift zu sprechen, wo doch eine Tote im Hause ist.

„Das war nicht allzu schwer, Doktor Sinnauld“, hört er Steenham antworten. Der zieht eine dünne Phiole aus einem Etui, die mit einer wasserhellen Flüssigkeit halb gefüllt ist. „Es läßt sich synthetisch herstellen. Gerade darum begrüße ich es, daß Sie gekommen sind. Ich möchte mit Ihnen gern darüber reden. Es handelt sich um das Destillat einer Knollenpflanze, die am Amazonas beheimatet ist. Vollkommen geruch- und geschmacklos und gewöhnlich nicht nachzuweisen, selbst bei Dosen vom [illegible] und anderthalb . . .“

Sinnauld nimmt ihm die Phiole vorsichtig aus der Hand und riecht daran, nachdem er sie geöffnet hat. Dann reicht er sie weiter. Steenham winkt einem Diener, die Gläser zu füllen. Er nimmt die Phiole wieder in Empfang, steckt sie zu sich und sagt dann: „Bitte, meine Herren, trinken Sie, wir werden dann hinuntergehen und Abschied nehmen. Abschied von der Toten. Es war ihr letzter Wunsch, ein Gruß an die Freunde.“ Sie treten durch eine schwarzausgeschlagene Tür in den kühlen Raum, den zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern zu beiden Seiten der Bahre schwach mit ihrem [illegible] Licht erhellen. Steenham enthüllt das Gesicht der Entschlafenen. Unter glänzendem blauschwarzem Haar leuchtet ein müdes, geheimnisvolles Gesicht mit einem seltsam traurigen und zögernden Zug um den blassen Mund. Dr. Sinnauld ist näher getreten, fährt aber plötzlich herum und bewegt sich erschreckt auf Steenham zu. Ein feiner Geruch von bitteren Mandeln

Kraft Oranienstraße 12 Bleichstraße 13 | Konserven- und Geleegläser Seifen . Bürsten . Bohnerwachs | **Boppel** Bismarckring 19 Wellritzstraße 14

Stahlwaren-Herbst das Fachgeschäft mit eigener Reparaturwerkstatt und Schleiferei · Friedrichstraße 8